

Die letzten Zeugen
Kinder im Zweiten Weltkrieg

Statt eines Vorworts
oder Frage eines russischen Klassikers

Alles wiederholt sich ...

Auf der Erde lebten schon immer Menschen und Kinder.

Aber die Kinder kommen zu uns. In unserer Welt. Sie wissen nichts über sie, sie kennen überhaupt noch nichts außer den einfachen Worten der Liebe. Sie ähneln mehr Engeln als uns.

Wie ihnen von unserer Welt erzählen? Von ihrer Schönheit und Grausamkeit? Und vor allem – wie sie beschützen vor diesem Wissen?

Wir haben keine Antworten.

Der große Dostojewski stellte diese Frage einst so: Ist die Welt, unser Glück oder gar die ewige Harmonie zu rechtfertigen, wenn in ihrem Namen auch nur eine einzige Träne eines unschuldigen Kindes vergossen wird? Und antwortete darauf: Nein, kein Fortschritt, keine Revolution kann diese Träne rechtfertigen. Kein Krieg. Sie wiegt immer schwerer.

Nur eine einzige Träne ...

Und nun eine, nur eine einzige Zahl: Während des Zweiten Weltkriegs starben rund 13 Millionen Kinder. (Zeitschrift „Drushba narodow“ Nr.5, 1985.)

Wer vermag sich das vorzustellen? Eine ganze kindliche Welt liegt unter der Erde ... Wie viele Tränen sind das, die uns leuchten und uns blenden? Haben sie sich etwa aufgelöst in der Zeit? Sind sie getrocknet? Nein, irgendwo existieren sie noch, sie sind noch da –

sie können nicht spurlos verschwunden sein. Und wäre es nur eine einzige gewesen ... Eine einzige ...

Jetzt kann ich es bekennen ... Ich habe mich entschlossen, mich dorthin zu wagen, ins Reich der Schatten. Ich habe Menschen gefunden, die sich an ihre lebendigen Namen erinnerten und sie mit Worten auferstehen lassen wollten. Ich bat sie alle um eines: Sich an ihre kindlichen Worte zu erinnern. An ihre kindlichen Gefühle. Zurückzukehren in jene Zeit, als sie noch Engel waren. Denn ich wußte: Mit anderen Worten läßt sich das nicht wiedergeben. Nicht so erzählen, daß ein anderer in der Stille darüber weint ... Und zurückschaut ...

Ich war für einen langen Weg gerüstet. Doch ich konnte mir nur einhundertundeine Geschichte anhören

„Er hatte Angst, sich umzudrehen ...“

Shenja Belkewitsch, 6 Jahre

Heute Arbeiterin

Ich erinnere mich ...

Das letzte, woran ich mich erinnere vom Leben im Frieden – an das Märchen, das mir Mama zur Nacht vorgelesen hat. Mein Lieblingsmärchen – vom Goldenen Fischlein. Ich wünschte mir jedesmal auch etwas vom Goldenen Fischlein. Meine kleine Schwester ebenfalls. Sie sagte immer: „Auf des Hechtes Geheiß, auf meinen Wunsch ...“ Wir wünschten uns, für den Sommer zur Großmutter zu fahren, und daß Papa mitkommen sollte. Er war so lustig ...

Am Morgen erwachte ich vor Angst. Von irgendwelchen fremden Geräuschen ...

Mama und Papa dachten, wir schlafen, aber ich lag neben meiner Schwester und tat nur so, als ob ich schlief. Ich sah: Papa küßte Mama lange, küßte ihr Gesicht, ihre Hände, und ich wunderte mich, denn früher hatte er sie nie so geküßt. Sie traten Hand in Hand hinaus auf den Hof, ich rannte zum Fenster – Mama hing an Papas Hals und wollte ihn nicht gehen lassen. Er riß sich von ihr los und rannte fort, sie holte ihn ein, hielt ihn wieder fest und schrie etwas. Da schrie auch ich: „Papa! Papa!“

Meine kleine Schwester und mein Brüderchen Wassja wurden wach, die Schwester sieht, daß ich weine, und schreit auch: „Papa!“ Wir rannten alle hinaus auf die Treppe. „Papa!“ Vater sah uns und, das weiß ich noch wie heute, schlang die Arme um den Kopf und lief, rannte los. Er hatte Angst, sich umzudrehen ...

Die Sonne schien mir ins Gesicht. Es war ganz warm. Ich kann heute noch nicht glauben, daß mein Vater an jenem Morgen in den Krieg gegangen ist. Ich war noch sehr klein, aber ich glaube, ich habe gewußt, daß ich meinen Vater zum letztenmal sah. Daß ich ihn nie wiedersehen würde.

So ist es in meinem Gedächtnis haften geblieben: Krieg, das ist, wenn Papa fort ist.

Dann erinnere ich mich noch: Schwarzer Himmel und ein schwarzes Flugzeug. Neben der Landstraße liegt unsere Mama mit ausgebreiteten Armen. Wir bitten sie, aufzustehen, aber sie bleibt liegen. Steht nicht auf. Soldaten wickelten Mama in eine Zeltplane und begruben sie im Sand, an derselben Stelle. Wir schrien und bettelten: „Vergrabt unsere Mama nicht in der Grube. Sie wacht wieder auf, und dann gehen wir weiter.“ Über den Sand krabbelten irgendwelche großen Käfer. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Mama unter der Erde mit ihnen leben sollte. Wie sollten wir sie

später wiederfinden, wie sollten wir uns treffen? Wer sollte unserem Papa schreiben?

Ein Soldat fragte mich: „Wie heißt du, Mädchen?“ Aber ich hatte es vergessen ... „Und dein Familienname? Wie heißt deine Mama?“ Ich erinnerte mich nicht ... Wir saßen bis nachts neben Mamas Grabhügel, bis man uns auf ein Pferdegespann setzte. Der Wagen war voller Kinder. Ein alter Mann fuhr uns, sammelte unterwegs alle ein. Wir kamen in ein fremdes Dorf, fremde Leute nahmen uns zu sich.

Ich habe lange nicht gesprochen.

Dann erinnere ich mich – Sommer. Sonniger Sommer. Eine fremde Frau streicht mir über den Kopf. Ich fange an zu weinen. Und zu reden ... Erzähle von Mama und Papa. Wie Papa von uns weggelaufen ist und sich nicht einmal umgesehen hat ... Wie Mama da lag ... Wie die Käfer über den Sand krabbelten ...

Die Frau streichelte meinen Kopf. In diesem Augenblick begriff ich: Sie ähnelte meiner Mama ...

Meine erste und letzte Zigarette

Gena Juschkewitsch, 12 Jahre

Heute Journalist

Sonne ... Und ungewöhnliche Stille. Ein unbegreifliches Schweigen. Der Morgen des ersten Kriegstages ...

Unsere Nachbarin, die Frau eines Offiziers, kam in Tränen aufgelöst auf den Hof. Sie flüsterte Mama etwas zu, bedeutete ihr aber, daß sie darüber schweigen müsse. Ich denke: Alle hatten Angst, laut auszusprechen, was geschehen war, selbst als jeder schon Bescheid wußte, denn einige waren ja bereits informiert worden.

Doch sie hatten Angst, als Provokateure bezeichnet zu werden. Als Panikmacher. Und das war schlimmer als Krieg. Sie hatten Angst ... Und natürlich glaubte es niemand. Das kann nicht sein! Wir haben doch unsere Armee an der Grenze, unsere Führung im Krem! Das Land ist sicher geschützt, uneinnehmbar! Ich war Pionier.

Das Radio wurde eingeschaltet. Alle warteten auf eine Ansprache Stalins. Auf seine Stimme. Doch Stalin schwieg. Dann sprach Molotow. Alle hörten zu. Molotow sagte: „Es ist Krieg.“ Trotzdem glaubte es noch niemand. Wo war Stalin?

Flugzeuge im Anflug auf die Stadt ... Dutzende unbekannte Flugzeuge. Mit Kreuzen. Sie verdunkelten den Himmel, verdunkelten die Sonne. Schrecklich!! Bomben fielen ... Unentwegt Detonationen. Krachen. Alles geschah wie im Traum ... Nicht wie in Wirklichkeit ... Ich war nicht mehr klein, ich erinnere mich an meine Gefühle. An meine Angst ... Wir rannten aus dem Haus, rannten die Straßen entlang ... Mir schien, als gebe es die Stadt nicht mehr, nur noch Ruinen. Rauch. Feuer. Jemand sagte: Wir müssen auf den Friedhof, auf den Friedhof werden sie keine Bomben werfen. In unserem Stadtteil war ein großer jüdischer Friedhof, mit alten Bäumen. Alle rannten dorthin, Tausende Menschen. Sie umklammerten die Grabsteine, versteckten sich dahinter ...

Dort saßen Mama und ich bis in die Nacht. Noch niemand hatte das Wort „Krieg“ ausgesprochen, dafür hörte ich ein anderes Wort: „Provokation“. Das wurde von allen aufgegriffen. Es hieß, unsere Truppen würden jeden Moment zum Angriff übergehen. Stalin habe den Befehl gegeben. Und das glaubten alle.

Doch die ganze Nacht heulten die Werkssirenen am Stadtrand von Minsk ...

Die ersten Toten ... Als erstes sah ich ein totes Pferd ... Dann eine tote Frau ...

Ich wache morgens auf ... Will aufspringen, dann fällt mir ein – es ist Krieg, und ich schließe die Augen wieder ... Wann wird er zu Ende sein?

Auf den Straßen wurde nicht mehr geschossen. Es war ruhig. Ein paar Tage lang. Und plötzlich gab es Bewegung ... Da läuft zum Beispiel ein weißer Mann, von den Haaren bis zu den Schuhen ganz weiß. Voller Mehl. Er trägt einen weißen Sack. Ein anderer rennt vorbei ... Aus seinen Taschen lugen Konservengläser, auch in der Hand hält er Konservengläser. Konfekt. Tabakpäckchen. Einer trägt eine Mütze vor sich her – daraus rieselt Zucker. Das kann man nicht beschreiben ... Zum Lachen, aber niemand lacht ... Da war ein Lebensmittellager bombardiert worden. Ein großer Laden bei uns um die Ecke ... Die Leute rannten hin und holten sich, was noch da war. In der Zuckerfabrik ertranken mehrere Menschen in Bottichen mit Zuckersirup. Schlimm! Die ganze Stadt kaute Sonnenblumenkerne. Irgendwo war ein Lager mit Sonnenblumenkernen geplündert worden. Vor meinen Augen kam eine Frau zum Laden gelaufen ... Sie hatte nichts bei sich, keinen Sack, kein Netz – da hat sie ihre Wäsche ausgezogen. Ihren Schlüpfen. Den stopfte sie voll mit Buchweizen ... Schleppte ihn darin weg ... Aber niemand lachte ... Als ich Mama holte, war nur noch Senf da, gelbe Gläser mit Senf. „Nimm nichts mit“, bat Mama. Sie genierte sich.

In der Stadt ... Durch unsere Straßen spazierten seelenruhig deutsche Soldaten. Sie filmten alles. Lachten. Vor dem Krieg hatten wir in der Schule ein Lieblingsspiel – Deutsche malen. Wir malten sie mit großen Zähnen. Mit Hauern. Und nun liefen sie hier rum ... Jung, hübsch ... Mit hübschen Granaten, die im Schaft ihrer derben Stiefel steckten. Sie spielten Mundharmonika. Scherzten sogar mit unseren hübschen Mädchen ...

Ein älterer Deutscher schleppte eine Kiste. Die Kiste war schwer. Er rief mich heran und bedeutete mir: Hilf mir. Die Kiste hatte zwei Griffe, wir trugen sie zusammen. Als wir die Kiste ans Ziel gebracht hatten, klopfte der Deutsche mir auf die Schulter und holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche: Hier, dein Lohn.

Ich ging nach Hause. Konnte es kaum erwarten, setzte mich in die Küche und zündete mir eine Zigarette an. Ich hörte gar nicht, wie die Tür klappte und Mama hereinkam.

„Du rauchst?“

„Hmhm ...“

„Was sind das denn für Zigaretten?“

„Deutsche.“

„Du rauchst, und dann auch noch Feindeszigaretten! Das ist Vaterlandsverrat.“

Das war meine erste und letzte Zigarette.

Am Abend setzte sich Mama zu mir.

„Ich schäme mich, daß sie hier sind. Verstehst du mich?“

Sie war schon auf der Suche nach Illegalen. Seit den ersten Tagen.

Ich verliebte mich in meine Mama, von nun an gehorchte ich ihr ohne jede Widerrede. Und das blieb das ganze Leben so ...

„Großmutter betete ... Sie bat darum, daß meine Seele zurückkommt ...“

Natascha Golik, 5 Jahre

Heute Korrektorin

Ich lernte beten ... Ich denke oft daran zurück, wie ich im Krieg beten lernte ...

Als es hieß – Krieg, da hatte ich mit fünf meinen Jahren natürlich noch keine Bilder im Kopf. Keine Ängste. Aber vor Angst, ja, vor Angst bin ich eingeschlafen. Ich schlief zwei Tage. Zwei Tage lag ich da wie eine Puppe. Alle dachten, ich sei tot. Mama weinte, und Großmutter betete. Sie betete zwei Tage und zwei Nächte. Ich öffnete die Augen, und das erste, woran ich mich erinnere, ist Licht. Helles Licht. Das Licht tat mir weh. Ich höre eine Stimme, erkenne: Das ist Großmutter. Großmutter steht vor der Ikone und betet. „Großmutter, Großmutter“, rief ich. Sie drehte sich nicht um. Sie konnte nicht glauben, daß ich wirklich nach ihr rufe ... Daß ich wach war ... Die Augen geöffnet hatte ...

„Großmutter“, fragte ich später, „was hast du gebetet, als ich gestorben bin?“

„Ich habe darum gebetet, daß deine Seele zurückkommt.“

Ein Jahr später starb unsere Großmutter. Da konnte ich schon beten. Ich betete darum, daß ihre Seele zurückkommt.

Und sie ist zurückgekommen ...

„Ganz rosa lagen sie auf den verkohlten Überresten ...“

Katja Korotajewa, 13 Jahre

Heute Ingenieurin für Hydrotechnik

Ich will von den Gerüchen erzählen ... Wie der Krieg riecht ...

Vor dem Krieg hatte ich die sechste Klasse abgeschlossen. Damals mußte man ab der vierten Klasse jedes Jahr Prüfungen ablegen. Wir hatten also die letzte Prüfung hinter uns. Es war Juni, und der Mai und der Juni einundvierzig waren kalt gewesen. Normalerweise blüht der Flieder bei uns im Mai, aber in dem Jahr blühte er erst Mitte Juni. Darum ist der Kriegsausbruch für mich mit dem Geruch von Flieder

verbunden. Mit dem Geruch von blühenden Traubenkirschen ...

Diese Blüten riechen für mich nun immer nach Krieg ...

Wir lebten in Minsk, ich bin auch in Minsk geboren. Mein Vater war Militärkapellmeister. Ich ging immer mit ihm zu Militärparaden. Außer mir gab es in unserer Familie noch meine beiden älteren Brüder. Ich wurde natürlich von allen geliebt und verwöhnt, schließlich war ich die Jüngste, noch dazu ein Mädchen.

Vor uns lag der Sommer, die Ferien. Das war eine große Freude. Ich trieb Sport, ging immer zum Schwimmen in die Schwimmhalle im Haus der Roten Armee. Darum beneideten mich alle, sogar die Jungs in meiner Klasse. Und ich bildete mir etwas darauf ein, daß ich so gut schwimmen konnte. Am Sonntag, dem zweiundzwanzigsten Juni, sollte die Einweihung des Komsomolskoje-Sees gefeiert werden. Daran war lange gebaut und gebaggert worden, auch unsere Schule hatte bei Subbotniks mitgemacht. Ich wollte als eine der ersten darin baden. Logisch!

Morgens holten wir immer frische Brötchen. Das war meine Aufgabe. Unterwegs traf ich eine Freundin, und die sagte, es sei Krieg. In unserer Straße waren viele Gärten, die Häuser ertranken in einem Blütenmeer. Ich dachte: Was für ein Krieg? Was redet sie da?

Zu Hause setzte Vater gerade den Samowar auf ... Bevor ich noch etwas erzählen konnte, kamen schon die Nachbarn angelaufen, und alle hatten nur ein Wort auf den Lippen: „Krieg! Krieg!“ Am nächsten Morgen um sieben erhielt mein ältester Bruder die Einberufung vom Militärkomitee. Am Vormittag ging er in seinen Betrieb, dort bekam er noch seinen restlichen Lohn. Mit diesem Geld kam er nach Hause und sagte zu Mama: „Ich gehe an die Front, ich brauche nichts. Nimm das Geld, kauft Katja einen neuen Mantel.“ Ich gehörte ja nun, da ich in die siebte Klasse kam, zu den Älteren, und träumte davon,

mir einen blauen Wollmantel mit grauem Persianerkragen machen zu lassen. Und das wußte er.

Das habe ich bis heute nicht vergessen, daß mein Bruder, als er an die Front ging, mir Geld gab für einen Mantel. Wir lebten ziemlich bescheiden, die Haushaltskasse hatte ständig Löcher. Aber Mama hätte mir diesen Mantel gekauft, schließlich hatte mein Bruder sie darum gebeten. Sie kam nicht mehr dazu ...

In Minsk fielen Bomben. Mama und ich zogen zu den Nachbarn in den Steinkeller. Ich hatte eine Lieblingskatze, die war sehr scheu, verließ nie unseren Hof, doch als die Bombenangriffe begannen und ich zu den Nachbarn rannte, da kam die Katze hinterher. Ich schickte sie weg: „Geh nach Hause!“, aber sie folgte mir. Sie hatte auch Angst, allein zu bleiben. Die deutschen Bomben fielen mit so einem Sirren oder Heulen. Ich war sehr musikalisch, und das wirkte auf mich sehr stark. Diese Töne ... Das war so schaurig, daß meine Hände feucht wurden. Mit uns im Keller saß der vierjährige Junge der Nachbarn, er weinte nicht. Nur seine Augen wurden ganz groß ... Erst brannten einzelne Häuser, dann brannte die gesamte Stadt. Wir schauen gern ins Feuer, ins Lagerfeuer, doch wenn ein Haus brennt, das ist schlimm, und hier wütete das Feuer von allen Seiten, Himmel und Straßen waren voller Rauch. Eine animalische Angst ergriff uns! Ich erinnere mich an drei offene Fenster in einem Holzhaus, auf den Fensterbrettern standen prächtige Kakteen. Menschen waren nicht mehr in dem Haus, nur die Kakteen blühten ... Sie wirkten nicht wie rote Blüten, sondern wie Flammen. Wir rannten ...

Unterwegs bekamen wir in den Dörfern Brot und Milch, mehr hatten die Leute nicht. Und wir besaßen kein Geld. Ich war nur mit einem leichten Tuch von zu Hause fortgegangen, Mama aus irgendeinem Grund im Wintermantel und in Schuhen mit hohen Absätzen. Man

gab uns umsonst zu essen, niemand redete von Geld. Die Flüchtlinge zogen in Scharen durch die Dörfer.

Dann sagte jemand, weiter vorn sei die Straße von Deutschen auf Motorrädern blockiert. Wir liefen durch dieselben Dörfer, vorbei an denselben Frauen mit Milchkrügen wieder zurück. Wir kamen in unsere Straße ... Noch vor ein paar Tagen war hier alles grün gewesen, hatte geblüht, nun war alles verbrannt. Selbst von den hundertjährigen Linden war nichts mehr übrig. Alles war verbrannt bis auf den gelben Sand. Verschwunden war auch der schwarze Mutterboden, auf dem alles gewachsen war, es gab nur noch gelben Sand ... Wir fühlten uns wie vor einem frisch ausgehobenen Grab ... Die Fabriköfen waren noch da, sie waren ganz weiß, ausgeglüht von der starken Hitze. Unsere ganze Straße war abgebrannt. Verbrannt waren Großmütter und Großväter und viele kleine Kinder, denn sie waren nicht zusammen mit den anderen geflohen, sie dachten, ihnen würde man nichts tun. Das Feuer hatte niemanden verschont. Du siehst einen schwarzen Leichnam liegen und weißt: Da ist ein alter Mensch verbrannt. Und wenn du von weitem etwas Kleines, Rosiges siehst, dann weißt du: Ein Kind. Ganz rosa lagen sie auf den verkohlten Überresten ...

Ein paar Wochen lief ich herum und flüsterte vor mich hin. Das war wie eine Ohnmacht. Ich sah die ersten Faschisten, nein, ich sah sie nicht, zuerst hörte ich sie – ihre Stiefel waren mit Eisen beschlagen, das dröhnte laut. Ich schaute sie an, und mir schien, selbst der Erde tat es weh, wenn sie darüber liefen.

Und der Flieder blühte so herrlich in jenem Jahr. Und die Traubenkirschen ...

„Trotzdem will ich meine Mama wiederhaben ...“

Sina Kossjak, 8 Jahre

Heute Friseur

Einundvierzig ...

Ich hatte die erste Klasse beendet, und meine Eltern hatten mich für den Sommer ins Pionierlager Gorodischtsche bei Minsk gebracht. Ich war gerade angekommen, hatte einmal gebadet, und nach zwei Tagen war Krieg. Wir wurden aus dem Lager fortgeschafft. In einen Zug gesetzt und fortgeschafft. Deutsche Flugzeuge flogen vorüber, und wir riefen: „Hurra!“ Daß das fremde Flugzeuge sein könnten, verstanden wir nicht. Bis sie Bomben abwarfen. Zum erstenmal tauchte das Wort „Tod“ auf, alle sagten dieses unbegreifliche Wort. Und Mama und Papa waren nicht da ...

Als wir das Lager verließen, bekam jeder etwas in einen Kissenbezug geschüttet – Grieß, Reis, Buchweizen oder Zucker. Selbst die Kleinsten, jeder mußte etwas tragen. Sie wollten möglichst viele Lebensmittel mitnehmen, und diese Lebensmittel wurden sehr gehütet. Doch im Zug sahen wir verwundete Soldaten. Sie stöhnten, sie hatten solche Schmerzen, und wir wollten alles diesen Soldaten schenken. Wir nannten das: „Den Papas zu essen geben.“ Alle Männer in Uniform waren für uns Papas.

Sie erzählten uns, Minsk brenne, sei völlig abgebrannt und dort seien die Deutschen, deshalb würden wir ins Hinterland fahren. Dorthin, wo kein Krieg ist.

Wir waren über einen Monat unterwegs. Man schickte uns in eine Stadt, aber wenn wir dort eintrafen, konnten wir nicht bleiben, weil die Deutschen schon anrückten. So fuhren wir weiter bis Mordowien. Das war eine sehr schöne Gegend, überall standen Kirchen. Die Häuser waren niedrig, die Kirchen dagegen hoch. Betten gab es nicht, wir schliefen auf Stroh. Als der Winter kam, teilten sich immer

vier Kinder ein Paar Schuhe. Und dann begann der Hunger. Nicht nur das Kinderheim hungerte, auch die Menschen um uns herum, denn sie lieferten alles an die Front ab. Im Kinderheim lebten zweihundertfünfzig Kinder, und eines Tages wurden wir zum Mittag gerufen, aber es gab nichts zu essen. Im Speisesaal saßen die Erzieherinnen und der Direktor, sie sahen uns an und ihnen standen Tränen in den Augen. Wir hatten ein Pferd, Maika, das war sehr zahm, wir fuhren damit Wasser holen. Am nächsten Tag wurde Maika geschlachtet, und wir bekamen Wasser und jeder ein kleines Stückchen von Maika. Das erfuhren wir erst später, sie hielten es lange vor uns geheim, wir hingen alle sehr an dem Pferd. Es war das einzige Pferd in unserem Heim. Sonst gab es nur noch zwei hungrige Kater. Skelette. Gut, dachten wir, ein Glück, daß die Kater so dürr sind, die müssen wir nicht essen.

Wir liefen mit riesigen Bäuchen rum, ich zum Beispiel konnte einen ganzen Eimer Suppe essen, denn in dieser Suppe war nichts drin. Ich hätte gegessen und gegessen, was man mir auftat. Die Natur half uns, wir ernährten uns wie die Wiederkäuer. Im Frühjahr blühte im Umkreis von mehreren Kilometern um unser Heim nicht ein einziger Baum, weil wir sämtliche Knospen aufgeessen hatten. Wir aßen Gras – alles, was wir fanden. Wir bekamen Wattejacken, da machten wir uns Taschen rein und stopften Gras hinein, das trugen wir bei uns und kauten es. Der Sommer half uns, aber im Winter wurde es sehr schwer. Die kleinen Kinder, wir waren etwa vierzig, waren gesondert untergebracht, nachts herrschte ein einziges Geheul. Alle riefen nach Mama und Papa. Die Erzieher und Lehrer mieden uns gegenüber das Wort „Mama“. Wenn sie uns Märchen erzählten oder etwas vorlasen, achteten sie darauf, daß dieses Wort darin nicht vorkam. Sobald irgend jemand „Mama“ sagte, begann sofort ein Geheul. Ein untröstliches Geheul.

Als die Schule wieder losging, kam ich noch einmal in die erste Klasse. Das passierte so: Ich hatte die erste Klasse mit einer Ehrenurkunde abgeschlossen, aber als wir im Kinderheim gefragt wurden, wer eine Ehrenrunde bekommen habe, meldete ich mich – ich dachte, das bedeute Ehrenurkunde. In der dritten Klasse bin ich aus dem Heim weggelaufen. Ich wollte meine Mama suchen. Großvater Bolschakow fand mich halbverhungert und entkräftet im Wald. Als er hörte, daß ich aus dem Kinderheim war, nahm er mich mit nach Hause. Sie waren zu zweit, er und die Großmutter. Ich kam wieder zu Kräften und half ihnen in der Wirtschaft: Gras mähen, Kartoffeln jäten – alles habe ich gemacht. Wir aßen Brot, aber das war ein Brot, da war nicht viel Korn drin. In das Mehl wurde alles gemischt, was sich mahlen ließ: Melde, Nußblüten, Kartoffeln. Bis heute bekomme ich beim Anblick von fettem Gras Hunger, bis heute esse ich viel Brot. Ich kann mich einfach nicht satt essen an Brot. Seit Jahrzehnten.

Den ganzen Krieg über habe ich davon geredet und darauf gewartet, daß, wenn der Krieg aus ist, Großvater und ich das Pferd anspannen und Mama suchen fahren. Wenn Evakuierte ins Haus kamen, fragte ich immer: „Habt ihr vielleicht meine Mama getroffen?“ Es gab viele Evakuierte, so viele, daß in jedem Haus ein Eisentopf mit warmen Brennesseln bereitstand. Damit etwas Warmes zu essen da war, falls jemand vorbeikam. Mehr besaßen die Leute nicht, aber ein Topf mit Brennesseln stand in jedem Haus. Daran erinnere ich mich gut. Ich habe die Brennesseln gepflückt.

Dann war der Krieg aus ... Ich wartete einen Tag, zwei Tage, doch niemand kam mich abholen. Mama kam nicht, und Papa, das wußte ich, war bei der Armee. So wartete ich zwei Wochen, dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich kletterte in einen Zug, kroch unter die Bank und fuhr ... Wohin? Das wußte ich nicht. Ich dachte (ich war ja noch

ein Kind), alle Züge führen nach Minsk. Und in Minsk erwartet mich Mama! Und bald kommt unser Papa ... Ein Held! Mit Orden und Medaillen.

Sie wurden nach einem Bombenangriff vermißt ... Das erzählten mir die Nachbarn später – sie waren losgefahren, um mich zu suchen. Waren zum Bahnhof gelaufen ...

Ich bin schon einundfünfzig, ich habe eigene Kinder. Trotzdem will ich meine Mama wiederhaben ...

„So schönes deutsches Spielzeug ...“

Taïssa Naswetnikowa, 7 Jahre

Heute Lehrerin

Vor dem Krieg ...

Wie habe ich mich in Erinnerung ... Alles war schön: der Kindergarten, die Feste dort, unser Hof. Die Mädchen und Jungen. Ich las viel, hatte Angst vor Würmern und liebte Hunde. Wir lebten in Witebsk, Papa arbeitete in einer Bauverwaltung. Von meiner Kindheit ist mir vor allem in Erinnerung, wie Papa mir in der Dwina das Schwimmen beibrachte.

Dann begann die Schule. Von der Schule habe ich folgendes Bild behalten: eine ganz breite Treppe, eine durchsichtige Glaswand und viel Sonne, viel Freude. Das Gefühl, das Leben sei ein Fest.

Gleich in der ersten Kriegstagen ging Papa an die Front. Ich erinnere mich an den Abschied auf dem Bahnhof ... Papa redete die ganze Zeit auf Mama ein, sie würden die Deutschen vertreiben, aber wir sollten uns trotzdem evakuieren lassen. Mama begriff nicht, wozu. Wenn wir zu Hause blieben, würde er uns schneller finden. Ohne zu

suchen. Und ich sagte immer wieder: „Papa, lieber Papa! Komm nur bald wieder. Lieber Papa! Komm nur bald wieder ...“

Papa war weg, ein paar Tage später fahren auch wir. Unterwegs wurden wir häufig bombardiert, das war ein Kinderspiel, denn alle fünfhundert Meter rollte ein Zug ins Hinterland. Wir waren leicht angezogen: Mama trug ein weißgepunktetes Baumwollkleid, ich ein rotes Batistkleid mit Blümchen. Die Erwachsenen sagten, rot sei von oben sehr gut auszumachen, und sobald ein Bombenangriff begann und alle ins Gebüsch rannten, deckten sie mich immer irgendwie zu, damit man das rote Kleid nicht sah, ich würde sonst leuchten wie eine Laterne.

Wasser zum Trinken holten wir aus Sümpfen und Gräben.

Darminfektionen brachen aus. Ich wurde auch krank, drei Tage war ich ohne Bewußtsein. Mama erzählte mir später, wie ich gerettet wurde. Als wir in Brjansk hielten, wurde auf das Nebengleis ein Militärzug einrangi. Meine Mama war sechsundzwanzig und sehr hübsch. Unser Zug stand sehr lange. Mama stieg aus, und ein Offizier aus dem Militärzug machte ihr ein Kompliment. Mama bat ihn: „Gehen Sie weg, ich kann Ihr Lächeln nicht ertragen. Meine Tochter liegt im Sterben.“ Der Offizier war Militärfeldscher. Er stürmte in den Waggon, untersuchte mich und rief einem Kameraden zu: „Bring mir schnell Tee, Zwieback und Belladonna.“ Dieser Soldatenzwieback, eine Literflasche starker Tee und ein paar Tabletten Belladonna retteten mir das Leben.

Bis wir in Aktjubinsk eintrafen, war der ganze Zug krank. Uns Kinder ließ man nicht dorthin, wo die Toten lagen, die an der Krankheit gestorben oder bei Bombenangriffen umgekommen waren, wir wurden vor dem Anblick geschützt. Wir hörten nur, was die Erwachsenen redeten: Dort wurden so und so viele begraben, dort

so und so viele ... Mama war ganz blaß, ihre Hände zitterten. Und ich wollte dauernd wissen: „Wo sind denn diese Leute geblieben?“

An Landschaften kann ich mich nicht erinnern. Das ist erstaunlich, denn ich liebte die Natur. Ich erinnere mich nur an die Büsche, unter denen wir uns versteckten. Die Schluchten. Irgendwie hatte ich den Eindruck, daß es nirgends Wald gab, ringsum nur Felder, eine Art Wüste. Einmal hatte ich solche Angst, daß ich danach keinen Bombenangriff mehr fürchtete. Der Zug hielt, aber man hatte uns nicht gesagt, daß wir nur zehn, fünfzehn Minuten halten würden. Der Zug fuhr los, und ich blieb zurück. Ich weiß nicht mehr, wer mich gepackt und buchstäblich in den Zug geworfen hat, aber nicht in unseren Waggon, sondern irgendwo ganz hinten. Da bekam ich zum erstenmal Angst, ich könnte allein bleiben, und Mama würde wegfahren. Solange Mama bei mir war, war mir nicht bange. Nun aber wurde ich stumm vor Angst. Bis Mama zu mir gelaufen kam, mich in die Arme schloß, war ich stumm, niemand konnte ein Wort aus mir herauskriegen. Mama – das war meine ganze Welt. Mein Planet. Selbst wenn mir etwas weh tat, brauchte ich nur nach Mamas Hand zu fassen, und der Schmerz hörte auf. Nachts schlief ich immer neben ihr, je dichter, desto weniger Angst hatte ich. Wenn Mama bei mir war, schien alles wie früher zu Hause. Ich schloß die Augen, und der Krieg war weg. Nur über den Tod sprach Mama nicht gern. Aber ich fragte ständig danach ...

Von Aktjubinsk fuhren wir nach Magnitogorsk, dort lebte Papas Bruder. Vor dem Krieg hatte er eine große Familie, viele Männer, aber als wir ankamen, waren dort nur noch Frauen. Die Männer befanden sich alle an der Front. Ende einundvierzig erhielten wir zwei Todesnachrichten – die Söhne meines Onkels waren gefallen. Erinnern kann ich mich aus diesem Winter noch an die Windpocken, die alle in der Schule hatten. Und an die roten Hosen ... Mama hatte

auf Marken ein Stück bordeauxroten Wollstoff bekommen und mir daraus eine Hose genäht. Die anderen Kinder hänselten mich deswegen, sagten, ich sähe aus wie ein Clown. Das kränkte mich sehr. Etwas später bekamen wir auf Marken Galoschen, die band ich fest und lief so rum. Ich rieb mir damit die Knöchel wund, ich mußte mir immer was unter die Ferse legen, damit die Ferse höher saß und die Galoschen nicht so scheuerten. Aber der Winter war so kalt, daß ich mir dauernd Hände und Füße erfror. In der Schule war oft die Heizung kaputt, in den Klassenräumen gefror das Wasser auf dem Fußboden, und wir schlitterten zwischen den Bänken herum. Wir saßen in Mantel und Handschuhen da, nur die Finger hatten wir vorn abgeschnitten, damit wir den Füller halten konnten. Ich erinnere mich, daß wir alle viel lasen. So viel, daß wir die gesamte Kinderbibliothek schon durch hatten, dann auch die Jugendbücher, und wir uns Erwachsenenbücher ausliehen. Die anderen Mädchen fürchteten sich, wenn vom Tod die Rede war, selbst die Jungen überblättern solche Seiten. Aber ich las sie ...

Eines Tages war viel Schnee gefallen. Alle Kinder liefen hinaus auf die Straße und bauten einen Schneemann. Das verstand ich nicht: Wie konnte man einen Schneemann bauen und sich freuen, wenn Krieg war?

Die Erwachsenen hörten die ganze Zeit Radio, sie konnten ohne Radio nicht leben. Wir genauso. Wir freuten uns über jeden Salut in Moskau, machten uns Gedanken über jede Meldung: Wie sieht es aus im Hinterland, im Untergrund, bei den Partisanen? Als Filme über die Schlacht bei Stalingrad und bei Moskau rauskamen, sahen wir uns die fünfzehn, zwanzig Mal an. Wenn sie dreimal hintereinander liefen, schauten wir sie uns eben dreimal hintereinander an. Die Filme wurden in der Schule gezeigt, einen speziellen Kinosaal gab es nicht, sie liefen im Flur, wir saßen auf

dem Fußboden. Zwei, drei Stunden lang. Ich prägte mir ein, wie Menschen starben. Mama schimpfte deshalb mit mir. Suchte Rat bei Ärzten, warum ich so sei. Ich hätte einen unkindlichen Blick, interessierte mich für nicht kindgemäße Dinge.

Ende vierundvierzig sah ich die ersten deutschen Kriegsgefangenen. Sie liefen in breiter Formation durch die Straße. Was mich erschütterte, war, daß die Leute zu ihnen gingen und ihnen Brot gaben. Das empörte mich so, daß ich zu Mamas Arbeit lief und sie fragte: „Warum geben unsere Leute den Deutschen Brot?“ Mama sagte nichts, sie weinte nur. Damals sah ich auch den ersten Toten in deutscher Uniform – er lief und lief und fiel hin. Die Kolonne blieb eine Weile stehen und lief dann weiter, neben dem Toten stand ein Soldat von Unseren. Ich rannte hin ... Es drängte mich, den Tod von nahem zu sehen. Ich sah ... Der Mann schlief ... Er lag nicht einmal, er saß, halb zusammengekrümmt, den Kopf auf der Schulter. Ich wußte nicht: Soll ich ihn bedauern oder nicht? Er war ein Feind. Unser Feind! Ich weiß nicht mehr, ob er jung war oder alt. Er war sehr erschöpft. Deshalb fiel es mir schwer, ihn zu hassen. Auch das erzählte ich Mama. Und sie weinte wieder.

Am neunten Mai erwachten wir von lautem Geschrei im Hausflur. Es war noch ganz früh. Mama ging sich erkundigen, was passiert war, und kam ganz verwirrt zurück: „Sieg! Ist das wirklich wahr?“ Das war so ungewohnt: Der Krieg war aus, dieser lange Krieg. Der eine weinte, ein anderer lachte, der nächste schrie ... Es weinten diejenigen, die Angehörige verloren hatten, und sie freuten sich auch, denn trotz allem war es der Sieg! Der eine besaß eine Handvoll Buchweizen, der andere Kartoffeln, der nächste eine rote Rübe – das brachten sie alle in eine Wohnung. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Diesen Morgen ... Schon am Abend war es nicht mehr so ...

Im Krieg hatten alle irgendwie leise gesprochen, mir schien sogar, geflüstert, nun aber redeten alle laut. Wir waren die ganze Zeit bei den Erwachsenen, sie gaben uns zu essen, streichelten uns und schickten uns fort: „Geht raus auf die Straße. Heute ist ein Feiertag.“ Und riefen uns wieder zurück. Nie waren wir so viel umarmt und geküßt worden wie an diesem Tag.

Aber ich bin ein glücklicher Mensch – mein Papa kam aus dem Krieg zurück. Er brachte schönes Kinderspielzeug mit. Deutsches Spielzeug. Ich konnte nicht verstehen, wie so schöne Spielsachen aus Deutschland sein konnten ...

Ich versuchte auch mit Papa über den Tod zu sprechen. Über die Bombenangriffe, als Mama und ich auf dem Weg in die Evakuierung waren ... Über den toten Deutschen ... Ich erzählte ihm vom Papa meiner Freundin, der aus dem Krieg zurückgekommen und nach ein paar Tagen gestorben war. Keiner verstand das: Wie konnte man nach dem Krieg sterben, wo doch alle glücklich waren?

Papa schwieg ...

„Eine Handvoll Salz ... Das war alles, was von unserem Haus übrig war ...“

Mischa Majorow, 5 Jahre

Heute Doktor der Agrarwirtschaft

Im Krieg habe ich gern geträumt ... Ich liebte Träume vom Leben im Frieden, davon, wie wir vor dem Krieg gelebt hatten ...

Der erste Traum ...

Großmutter ist fertig mit der Hausarbeit ... Ich warte auf diesen Augenblick. Nun schiebt sie den Tisch ans Fenster, breitet Stoff aus, legte Watte darauf, deckt ein anderes Stück Stoff darüber und

beginnt, eine Decke zu nähen. Auch ich habe dabei eine Aufgabe: An die eine Seite der Decke heftet Großmutter kleine Nägel, darum bindet sie einen Bindfaden, den sie mit Kreide einreibt, und ich ziehe von der anderen Seite daran. „Zieh, Mischa, noch mehr ziehen“, bittet Großmutter. Ich ziehe – sie lässt los: Bums, fertig ist ein Kreidestrich auf dem roten oder blauem Stoff. Die Striche kreuzen sich, bilden Rhomben, auf den Strichen entlang eilen schwarze Nähte. Die nächste Operation: Großmutter legt Papiermuster aus (heute nennt man das Schablone), und auf der Steppdecke entsteht ein Muster. Sehr hübsch und abwechslungsreich. Meine Großmutter ist auch eine Meisterin im Hemdenschneidern, besonders gut gelingen ihr die Kragen. Ihre mechanische Singer-Nähmaschine rattert noch, wenn ich schon schlafe. Und Großvater auch.

Der zweite Traum ...

Großvater schustert. Auch dabei habe ich eine Aufgabe – die Holznägel anspitzen. Heute sind alle Sohlen mit Eisennägeln genagelt, und die rosten, darum löst sich die Sohle rasch. Vielleicht hat man ja auch damals schon Eisennägel benutzt, aber ich erinnere mich an die Holznägel. Aus einem glatten Scheit von einer alten Birke sägt man Scheiben und lässt sie unterm Dach trocknen, dann spaltet man etwa drei Zentimeter dicke und zehn Zentimeter lange Leisten daraus und trocknet sie wieder. Von diesen Leisten lassen sich dann mühelos Querplättchen von zwei, drei Millimetern Dicke abschlagen. Ein Schustermesser ist scharf, damit kann man die Kruste des Plättchens auf beiden Seiten abschneiden: Man spannt sie in die Werkbank – tsch, tsch, und das Plättchen ist glatt, nun kann man daraus die Nägel machen. Großvater sticht mit der Ahle (das ist eine Schusternadel) ein Loch in die Stiefelsohle, steckt einen Nagel hinein, ein Schlag mit dem Schusterhammer, und der Nagel ist drin. Genagelt wird in zwei Reihen, das sieht nicht nur schön aus,

das ist auch sehr stabil, und bei Feuchtigkeit quellen die Birkenholznägel nur auf, so sitzen sie noch fester in der Sohle, und sie löst sich nicht, ehe sie abgenutzt ist.

Außerdem näht Großvater auch Filzstiefel, das heißt, er macht eine zweite Sohle darunter, dann halten sie länger und man kann sie ohne Galoschen tragen. Oder er näht Leder hinten auf die Stiefel, damit sie von den Galoschen nicht so schnell durchgescheuert werden. Meine Aufgabe ist es, den Leinenfaden zusammenzudrehen, den Pechdraht mit Pech zu bestreichen, zu wachsen und einzufädeln. Aber eine Stiefelstopfnadel ist eine große Kostbarkeit, darum benutzt Großvater meist Borsten, ganz normale Borsten vom Wildschweinnacken, vom Hausschwein geht auch, aber die sind weicher. Solche Borsten besitzt Großvater ein ganzes Bündel. Damit kann man Sohlen annähen oder kleine Flicker an unbequemen Stellen: Borsten sind biegsam und kommen überall hin. Der dritte Traum ...

Die älteren Kinder spielen in der großen Nachbarscheune Theater, es läuft ein Stück über Grenzsoldaten und Spione. Die Karten kosten zehn Kopeken, aber ich habe keinen Zehner, sie lassen mich nicht rein, und ich fange an zu heulen: Ich will mir auch „den Krieg ansehen“. Ich schaue heimlich in den Schuppen, die Grenzsoldaten tragen echte Feldblusen. Ein tolles Stück ...

Dann brachen meine Träume ab ...

Bald sah ich Feldblusen bei uns zu Hause ... Großmutter gab den erschöpften und staubigen Soldaten zu essen, und sie sagten: „Der Deutsche rückt an.“ Ich löcherte Großmutter: „Wie sind sie denn, die Deutschen?“

Wir laden Bündel auf einen Wagen, mich setzen sie obendrauf ... Wir fahren irgendwohin ... Dann kommen wir wieder zurück ... In unserem Haus sind Deutsche! Sie sehen so ähnlich aus wie unsere

Soldaten, aber sie tragen eine andere Uniform und sind fröhlich. Großmutter, Mama und ich leben nun hinterm Ofen, Großvater im Schuppen. Großmutter näht keine Decken mehr, Großvater schustert nicht mehr. Einmal schiebe ich den Vorhang beiseite: In der Ecke am Fenster sitzt ein Deutscher mit Kopfhörern und dreht an Radioknöpfen, ich höre Musik, dann deutlich etwas auf Russisch ... Ein anderer Deutscher hat sich währenddessen Butter auf ein Stück Brot gestrichen, dann entdeckt er mich und fuchtelt mit dem Messer vor meiner Nase herum – ich verschwinde wieder hinterm Vorhang und komme nicht mehr hinterm Ofen hervor.

An unserem Haus vorbei wird ein Mann in verbrannter Feldbluse geführt, barfuß, die Hände mit Draht gefesselt. Der Mann ist ganz schwarz ... Später sah ich ihn erhängt neben dem Dorfsowjet. Es heißt, er war Flieger, von den Unseren.

Nicht nur ihn, alles aus diesen Tagen habe ich schwarz in Erinnerung: schwarze Panzer, schwarze Motorräder, deutsche Soldaten in schwarzer Uniform. Ich bin nicht sicher, ob das alles wirklich schwarz war, aber so habe ich es in Erinnerung. So ist es in meinem Gedächtnis haften geblieben. Ich ging noch nicht zur Schule, konnte aber schon lesen und zählen. Ich zählte die Panzer, es waren viele, so viele, daß der Schnee ganz schwarz wurde.

Ich werde in etwas Schwarzes eingehüllt, und wir verstecken uns im Sumpf. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Die Nacht ist kalt. Vögel, die ich nicht kenne, schreien mit gruseliger Stimme. Der Mond scheint ganz, ganz hell. Angst! Wenn sie uns nun sehen oder die deutschen Schäferhunde uns hören? Manchmal drang ihr heiseres Bellen zu uns. Am Morgen – nach Hause! Ich will nach Hause! Alle wollen nach Hause, ins Warme! Aber das Haus ist nicht mehr da, nur ein Haufen verkohlter Reste. Ein verbrannter Platz ... Nach einem großen Feuer ... Wir finden in der Asche einen Klumpen Salz, der bei

uns immer auf dem Ofensims lag. Wir sammeln es sorgfältig auf, dann auch den Lehm, der mit dem Salz vermengt ist, und schütten es in einen Krug. Das ist alles, was von unserem Haus noch übrig ist

...

Großmutter schwieg und schwieg, erst in der Nacht jammerte sie laut: „Ach, meine liebe Hütte! Ach, meine Hütte! Hier habe ich als junges Mädchen gelebt ... Hierher sind die Brautwerber gekommen ... Hier habe ich meine Kinder geboren ...“ Sie lief über unseren schwarzen Hof wie ein Gespenst.

Am Morgen machte ich die Augen auf – wir schliefen auf der Erde. In unserem Garten ...

„Und küßte alle Porträts im Schulbuch...“

Sina Schimanskaja, 11 Jahre

Heute Kassierin

Ich schaue mit einem Lächeln zurück. Und erstaunt. War das wirklich ich?

An dem Tag, als der Krieg begann, gingen wir in den Zirkus. Die ganze Familie. In die Vormittagsvorstellung. Wir ahnten noch nichts. Alle wußten schon Bescheid, nur wir nicht. Wir klatschten. Lachten. Der große Elefant winkte uns mit dem Rüssel. Äffchen tanzten ... Und dann ... Fröhlich strömten wir hinaus auf die Straße – überall verheulte Menschen. „Krieg!“ Alle Kinder riefen „Hurra!“. Freuten sich. Nun würden wir uns beweisen können, unseren Soldaten helfen. Helden werden. Ich liebte Kriegsbücher über alles. Zu Hause hatte ich die ganze Wand über meinem Tisch mit Kriegsphotos aus Zeitungen vollgeklebt. Hier Woroschilow, da Budjonny.

Meine Freundin und ich waren mal weggelaufen, weil wir in den Finnischen Krieg wollten, ein paar Jungen, die wir kannten, wollten in den Spanischen Bürgerkrieg. Krieg, das war für uns ein spannendes Erlebnis. Ein Abenteuer. Wir träumten davon, wir waren Kinder unserer Zeit. Gute Kinder. Meine Freundin lief immer mit einer alten Budjonny-Mütze herum, woher sie die hatte, weiß ich nicht mehr, jedenfalls war das ihre Lieblingsmütze. Wie wir wegliefen, als wir in den Krieg wollten? Sie übernachtete bei mir, das war natürlich geplant, und im Morgengrauen schlichen wir uns beide heimlich aus dem Haus. Auf Zehenspitzen. Wir nahmen ein paar Lebensmittel mit. Aber mein älterer Bruder hatte wohl schon eine Weile beobachtet, wie wir die letzten Tage immer miteinander tuschelten und Sachen in Beutel stopften. Er holte uns auf dem Hof ein und brachte uns zurück. Er drohte, alle meine Kriegsbücher wegzuworfen. Ich weinte den ganzen Tag. So waren wir!

Und nun war richtig Krieg ...

Nach einer Woche marschierten deutsche Truppen in Minsk ein. Die Menschen wurden stumm und taub. An Zäunen und Pfosten hingen fremde Plakate und Flugblätter. Befehle. Die „neue Ordnung“ brach an. Nach einer Weile wurden die Schulen wieder aufgemacht. Mama entschied, ob Krieg oder nicht, ich müsse trotzdem weiter lernen. In der ersten Stunde redete die Erdkundelehrerin, dieselbe, die uns vor dem Krieg unterrichtet hatte, gegen die Sowjetmacht. Gegen Lenin. Ich sagte mir: In einer solchen Schule werde ich nicht lernen. Will ich nicht. Zu Hause küßte ich alle Porträts im Schulbuch.

Ständig kamen Deutsche in die Wohnungen gestürmt, sie suchten dauernd irgendwen. Mal Juden, mal Partisanen ... Mama sagte: „Versteck dein Pioniertuch.“ Am Tag versteckte ich es, aber abends, wenn ich schlafen ging, band ich es um. Mama hatte Angst: Wenn die Deutschen nun einmal nachts klopfen? Sie redete auf mich ein.

Ich wartete, bis sie eingeschlafen war ... Holte mein rotes Halstuch aus dem Schrank, die sowjetischen Bücher ...

Meine Freundin machte es genauso. Auch ihre Budjonny-Mütze behielt sie ...

„Ich habe es mit den Händen aufgesammelt Es ist ganz weiß ...“

Shenja Selenja, 5 Jahre

Heute Journalist

Ich ging mit meinem Bruder Pilze suchen. Es war die Zeit der dicken Steinpilze. Unser Wäldchen war nicht groß, wir kannten darin jeden Strauch, wußten, wo welche Pilze wachsen, welche Beeren und sogar welche Blumen. Wir waren schon auf dem Heimweg, da hörten wir Donnerrollen ... Das Grollen kam vom Himmel ... Wir sahen hinauf: Über uns flogen zwölf bis fünfzehn Flugzeuge ... Sie flogen sehr weit oben, so weit, daß ich noch dachte: Früher sind unsere Flugzeuge nie so weit oben geflogen. Wir hörten sie dröhnen:

„Huuuh!“

Da sahen wir unsere Mama, sie kam auf uns zugelaufen – weinend, aufgeregt, mit überkippender Stimme. Das ist mein Eindruck vom ersten Kriegstag: Mama ruft uns nicht zärtlich, wie sonst, sondern schreit: „Kinder! Meine Kinder!“

Nach zwei Tagen erschien eine Gruppe Rotarmisten in unserem Weiler. Staubig, verschwitzt, mit ausgetrockneten Lippen tranken sie gierig Wasser aus dem Brunnen. Und wie sie auflebten ... Wie sich ihre Gesichter erhellten, als am Himmel vier unserer Flugzeuge auftauchten. Deutlich erkannten wir die roten Sterne darauf. „Unsere! Unsere!“ riefen wir zusammen mit den Soldaten. Doch plötzlich tauchten von irgendwoher kleine schwarze Flugzeuge auf, umringten

unsere, es krachte und knatterte, als zerrisse Leinwand oder Wachstuch. So kam es mir vor ... Ich wußte noch nicht, daß sich so Maschinengewehrsalven von weitem oder am Himmel anhören. Unsere abstürzenden Flugzeuge zogen rote Streifen aus Feuer und Rauch hinter sich her. Die Rotarmisten standen da und weinten, ohne sich ihrer Tränen zu schämen. Ich sah zum erstenmal ... Zum erstenmal ... Daß Rotarmisten weinten. In den Kriegsfilmern, die ich mir in unserem Dorfklub immer angeschaut hatte, weinten sie nie. Und dann ... Dann kam nach ein paar Tagen Mamas Schwester aus dem Dorf Kabaki angelaufen, Tante Katja. Ganz schwarz und schrecklich sah sie aus. Sie erzählte, Deutsche seien in ihr Dorf gekommen, hätten alle Parteiaktivisten eingesammelt, zum Dorfrand gebracht und dort mit Maschinengewehren erschossen. Unter den Erschossenen war auch Mamas Bruder, er war Abgeordneter des Dorfsowjets. Ein alter Kommunist. Ich erinnere mich noch heute an Tante Katjas Worte: „Sie haben ihm den Kopf zertrümmert, und ich habe mit den Händen das Gehirn aufgesammelt ... Es war ganz weiß ...“ Sie blieb zwei Tage bei uns. Und die ganze Zeit erzählte sie ... In diesen beiden Tagen wurde ihr Haar weiß ... Wenn Mama neben Tante Katja saß, sie umarmte und weinte, streichelte ich ihren Kopf. Ich hatte Angst ... Ich hatte Angst, daß Mama auch weißhaarig wird ...

„Ich will leben! Leben!“

Wassja Charewski, 4 Jahre

Heute Architekt

Von diesen Bildern ... Von diesen Feuern ... Meine Seele mußte das alles verarbeiten. Es ist ein Luxus, daß ich überlebt habe. Mein Reichtum ...

Niemand glaubt mir ... Selbst Mama glaubte mir nicht ... Als nach dem Krieg alle anfangen, sich zu erinnern, staunte sie: „Daran kannst du dich nicht erinnern, du warst doch noch klein. Das hat dir jemand erzählt.“

Doch, ich erinnere mich daran ...

Bomben detonieren, und ich klammere mich an meinen großen Bruder: „Ich will leben! Leben!“ Ich hatte Angst zu sterben, obwohl – was konnte ich schon vom Tod wissen?

Ich erinnere mich ...

Mama hatte meinem Bruder und mir die letzten beiden Kartoffeln gegeben und sah uns nur an. Ich wollte ihr etwas übriglassen ... Ein kleines Stückchen ... Und schaffte es nicht ... Auch mein Bruder schaffte es nicht ...

Doch, ich erinnere mich ...

Ich sah unseren ersten Soldaten ... Ich glaube, er war Panzersoldat, aber da bin ich mir nicht sicher ... Ich rannte auf ihn zu: „Papa!“ Er hob mich hoch, ganz hoch: „Mein Sohn!“

Ich erinnere mich an alles ... Ich erinnere mich, wie die Erwachsenen sagten: „Er ist noch klein. Er versteht noch nichts.“ Und ich wunderte mich: Die Erwachsenen sind komisch, wieso meinen sie, daß ich nichts verstehe? Ich verstehe alles.

Der Krieg, das war mein Geschichtsbuch. Meine Einsamkeit, weil ich mehr weiß ... Von Kindheit an ...

„Durch ein Knopfloch ...“

Inna Lewkewitsch, 10 Jahre

Heute Bauingenieurin

Gleich in den ersten Tagen ...

Über uns detonierten seit dem Morgen Bomben ... Auf der Erde lagen Strommasten und Leitungen. Die Menschen waren verschreckt, rannten aus den Häusern. Alle rannten hinaus auf die Straße, doch trotzdem warnten sie einander: „Vorsicht – Stromleitung! Vorsicht – Stromleitung!“, damit niemand stolperte und hinfiel.

Noch am Morgen des sechszwanzigsten Juni zahlte Mama Lohn aus, sie war Buchhalterin in einem Betrieb, und am Abend waren wir bereits Flüchtlinge. Als wir die Stadt verließen, sahen wir unsere Schule brennen. Die Flammen wüteten in jedem Fenster, so heftig, als stünde in jedem Fenster eine gewaltige Kerze. Wir heulten, weil unsere Schule brannte. Wir waren vier Kinder, drei liefen selbst, die Jüngste wurde von Mama getragen. Mama machte sich noch Sorgen, denn sie hatte zwar den Schlüssel mitgenommen, aber vergessen, die Wohnungstür abzuschließen. Sie versuchte ein Auto anzuhalten, rief und bat: „Nehmt unsere Kinder mit, wir gehen die Stadt verteidigen.“ Sie wollte nicht glauben, daß die Deutschen bereits in der Stadt waren. Die Stadt hatte kapituliert.

Schrecklich und unbegreiflich war alles, was vor unseren Augen geschah. Mit uns. Du stehst nach einem Bombenangriff auf, und der Mensch neben dir bleibt liegen ... Sagt nichts ... Den Tod kann man nicht sofort begreifen ... Ich war immer mit Jungen befreundet, galt als richtiger Wildfang. Ich war neugierig und wollte sehen, wie die Bomben fliegen, wie sie pfeifen und wie sie fallen. Ich legte mich auf die Erde, deckte mich mit meinem Mantel zu und beobachtete durch ein Knopfloch ... Die Bomben fliegen ... An einem Baum hängt etwas

.. Als ich begriff, daß da an dem Baum ein Stück von einem Menschen hing, erschrak ich. Und schloß die Augen ...

Meine Schwester Irma war sieben Jahre alt, sie trug den Spirituskocher und Mamas Schuhe; sie hatte schreckliche Angst, diese Schuhe zu verlieren. Die Schuhe waren neu, blaßrosa mit Keilabsatz. Mama hatte sie wohl aus Versehen mitgenommen, vielleicht aber auch, weil sie das Schönste waren, das sie besaß ...

Mit dem Wohnungsschlüssel und den Schuhen kehrten wir bald zurück in die Stadt, in der alles verbrannt war. Dann begann der Hunger. Wir sammelten Melde und aßen sie. Auch Blumen. Rasch war das Brennholz alle. Die Deutschen hatten den Kolchosgarten bei Minsk niedergebrannt, aus Angst vor Partisanen, nun gingen alle dorthin und hackten die Baumstümpfe ab, um wenigstens ein bißchen Brennholz zu haben. Für den Ofen zu Hause. Aus Hefe machten wir Leber: Wir brieten die Hefe in der Pfanne, und dann schmeckte sie nach Leber. Mama gab mir Geld und schickte mich auf den Markt, Brot kaufen. Dort stand eine alte Frau und verkaufte kleine Ziegen, und ich dachte mir, daß ich unsere ganze Familie rettete, wenn ich eine Zicklein kaufte. Die Ziege würde heranwachsen, und wir würden viel Milch haben. Ich kaufte ein Zicklein, für das ganze Geld, das ich bei mir hatte. Ich erinnere mich nicht, daß Mama mit mir geschimpft hätte, ich weiß nur noch, daß wir ein paar Tage hungrig blieben: Das Geld war alle. Wir kochten eine Art Brei, fütterten das Zicklein damit, und ich nahm es mit ins Bett, damit ihm warm war, aber es fror trotzdem. Und starb bald ... Das war eine Tragödie, wir weinten sehr, Mama durfte das Zicklein nicht aus dem Haus tragen. Am meisten weinte ich, ich gab mir die Schuld. In der Nacht trug Mama das Zicklein heimlich hinaus und erzählte uns dann, die Mäuse hätten es gefressen.

Doch auch während der Okkupation begingen wir alle Feiertage im Mai und im Oktober. Unsere Feiertage! Unsere! Und dabei sangen wir, unsere ganze Familie singt gern. An solchen Tagen kam möglichst etwas Besonderes auf den Tisch, und wenn es nur Pellkartoffeln waren oder ein Stück Zucker für alle – auch wenn wir am nächsten Tag hungern mußten, die Feiertage wurden begangen. Flüsternd sangen wir Mamas Lieblingslied: „Zärtlich färbt der Maienmorgen die Kremelmauern meiner Stadt ...“ Das gehörte dazu ... Die Nachbarin hatte Piroggen zum Verkaufen gebacken und schlug uns vor: „Kauft sie mir en gros ab, und dann verkauft ihr sie einzeln. Ihr seid noch jung, habt flinke Beine.“ Ich beschloß, die Sache anzupacken, denn ich wußte, wie schwer es Mama fiel, uns allein durchzufüttern. Die Nachbarin brachte die Piroggen, und meine Schwester Irma und ich saßen davor und schauten sie an. „Irma, findest du nicht, daß diese Pirogge größer ist als die hier?“ sage ich. „Scheint so ...“ Sie können sich nicht vorstellen, wie gern wir wenigstens ein Stückchen davon probieren wollten. „Komm, wir schneiden ein kleines Stückchen ab, und dann gehen wir sie verkaufen.“ So saßen wir zwei Stunden, und dann war nichts mehr da zum auf den Markt Bringen. Dann fing die Nachbarin an, Lutschbonbons herzustellen, die wie kleine Kissen aussahen, solche gibt es schon lange nicht mehr. Wir sollten die Bonbons für sie verkaufen. Wieder saß ich mit Irma davor. „Der hier ist größer als die anderen. Komm, Irma, wir lecken ein bißchen davon ab.“ „Gut ...“

Wir besaßen zu dritt einen einzigen Mantel und ein Paar Filzstiefel. Wir saßen oft zu Hause. Erzählten uns gegenseitig Märchen ... Oder Bücher ... Aber das war uninteressant. Interessanter fanden wir, uns vorzustellen, wie es sein würde, wenn der Krieg aus war, und wie wir dann leben würden. Wir würden nur noch Piroggen und Bonbons essen.

Als der Krieg aus war, zog Mama eine Bluse aus Kunstseide an. Wie sie die bewahrt hatte, weiß ich nicht. Wir haben damals alle guten Sachen gegen Lebensmittel getauscht. Diese Bluse hatte schwarze Manschetten, die trennte Mama ab, sie wollte nichts Düsteres tragen, nur Helles.

Wir gingen sofort wieder in die Schule und lernten gleich in den ersten Tagen Lieder für die Parade ...